

Wenn Krüppel tanzen, Stumme singen ...



In unserem Dorf San Roque, unterhalten sich vier Bettler – der Krüppel tanzt, der Stumme singt, der Blinde schaut sich alles an und der Taube hört zu.

Dieses philippinische Volkslied fiel mir sofort wieder ein, als ich überlegte, wie wir mit behinderten Menschen umgehen. Für Europäer, die mit den komplexen philippinischen sozialen Umgangsformen nicht vertraut sind, mag ein solches Lied unsensibel, wenn nicht gar verletzend klingen.

Noch heute erinnere ich mich sehr gut an die meisten Vornamen (weniger an die Familiennamen) der Bewohner des Bar-

rio (Dorfes), in dem ich aufwuchs. Mang Juan, zum Beispiel, war ein kerniger, starker Mann, ein für philippinische Verhältnisse außergewöhnlicher Hüne von Kerl, dessen Spitzname, Kalabaw, ebenso bekannt, wenn nicht gar geläufiger war – also Juan Kalabaw, Juan, der Wasserbüffel. Meine Spielgefährtin, die Tochter eben dieses Mang Juan, wurde, wenn immer sie sich mit ihrem Familien-



namen vorstellte, von den meisten Leuten sofort gehänselt – ah, die Tochter von Juan Kalabaw, hieß es dann! Natürlich hat meine Freundin solche Augenblicke gehaßt, was aber konnte ein kleines Mädchen wie sie gegenüber den hänselnden Erwachsenen tun? Die Leute hätten sie umso mehr geneckt, wenn sie offen dagegen protestiert hätte. Sie wäre dann "pikon" – humorlos – gescholten worden. Aus unerfindlichen Gründen war unser Dorf mit

etlichen (behinderten) Personen gesegnet, deren Vornamen nur in Verbindung mit Spitznamen auftauchten, ja deren Spitznamen weitaus tiefer in unserem Gedächtnis haften blieben. Da war beispielsweise Mang Pepeng Bulag, der, auf einem Auge blind, den Baseballplatz betreute. Es hatte den Anschein, als genöÙe er die Scheingefechte mit den Männern, die ihn Blinder riefen. Dann gab es Puti, auf deutsch "weiß", ein Albino, dessen richtigen Namen wir nie erfahren haben. Meine ältere Schwester hatte einen Verehrer namens Fred Kabayo – Fred, das Pferd. Er erlangte einen unerwarteten Berühmtheitsgrad als der Film "Der Mann, den sie Pferd nannten" im Kino

spielte. Später erst erklärte unsere Mutter uns den Ursprung seines Namens: Ein Pferd hatte den armen Fred im zarten Burschenalter unsanft gekickt ... und seitdem verunzierte eine tiefe, häßliche Narbe seine Stirn. Ich hoffte damals nur, eine Glücksfee würde ihn segnen. Meine Schwester war jedenfalls nicht daran interessiert, die Narbe von Nahem zu betrachten und sich zu vergewissern, ob sie eine Hufeisen-Form aufwies. Sie wurde überdies von einem Peping Bulldog verehrt. Und es bedurfte wenig Phantasie sich vorzustellen, warum er diesen Spitznamen trug. Die meisten Dorfbewohner hüteten sich aber tunlichst davor den Boxkundigen direkt mit seinem Spitznamen zu rufen. Dessen jüngerer Bruder war ebenfalls ein "tough guy" namens

Erning Duling, Erning, der schielt. Er konnte ein recht aufdringlicher, eifersüchtiger Verehrer sein, der unseren heimlichen Liebhabern nachspionierte und männlichen Besuchern meines Elternhauses auflauerte und schon mal ins Kreuzverhör nahm.

Wie in vielen philippinischen Dörfern spielten persönliche Beziehungen eine herausragende Rolle. Die Dorfbewohner kannten sich untereinander. Kinder besuchten jahrelang die gleiche Schule, Väter blieben bei ihren Jobs, während die Mütter den stetig gleichen Rhythmen des Haushaltens, Einkaufens, kirchlicher und diverser dörflicher Aktivitäten nachgingen. Mobilität gab es kaum. Das änderte sich erst mit dem Vordringen der Fabrikarbeit und der Schaffung von neuen Wohnvierteln, in denen sich dann nach und nach Fremde niederließen. Dennoch erinnern sich die Leute noch heute lebhaft an Ben Bakla, den Schwulen, Erning Kuba, den Buckeligen, Boy Kilay, die Augenbraue und an den berühmtesten von allen – an Tita (Tante) Gunding, den Marktschwulen. Interessanterweise bekamen Frauen keine Spitznamen verpaßt, die ihre Behinderung anzeigten, außer einem Mädchen, das wegen ihrer Hasenscharte Inggot genannt wurde. Statt dessen werden Frauen bis heute häufig nach ihren Männern benannt, um so eine Inday Juan von Inday Julio zu unterscheiden, oder man hebt ihre charakteristischen Eigenschaften hervor – wie Anggeng Tisay, in Anlehnung an Mestiza, da sie "Halbamerikanerin" ist, oder Eggay, eine "halbschwarze Amerikanerin". Männer wurden auch mit darstellenden Kosennamen belegt wie Totoy Hika, der Asthmastiker, ein Barrio-"Kollektor", der Wetten für das verbotene, doch geduldete Spiel Jueteng sammelte, oder Toniong Pilay, der Krüppel. Dieser war der Stolz der Gemeinde, weil er zur Weihnachtszeit kunstvolle Laternen herstellte. Leider war es ihm nicht vergönnt, den Spitznamen Toniong Parol, die Laterne, zu ergatten. Denn nur im Dezember vermochte er virtuos an seine versteckte Begabung zu erinnern, während er den Rest des Jahres als Jueteng-Agent zubrachte.

Behinderte Menschen im "big business"

In den Städten sind solch direkte "Taufereien" für Behinderte selten, dafür aber sieht man sie ins "big business" integriert. Es gibt eigens Cafés und Bars, in denen Liliputaner bedienen. Mit großem Selbstbewußtsein warten sie draußen vor der Tür auf Kunden und genießen ihren Feierabend in den benachbarten "normalen" Restaurants, ohne dort von anderen angestarrt zu werden. Es gibt auch Restaurants, wo man das Essen mit entsprechenden Gesten bestellt. In diesen Restaurants findet man alles außer Ruhe, da die taubstummen Kellner und Kellne-

rinnen sich gegen die lauter werdende Kundschaft mit ebenfalls geräuschvoller werdender Gebärdensprache durchsetzen müssen. Ausländer würden wahrscheinlich entsetzt oder unangenehm berührt sein, sähen sie wie das in philippinischen Restaurants nicht selten der Fall ist, blinde Musikanten, die die dinierenden Gäste unterhalten. Ich muß zugeben, daß auch mich in solchen Situationen ein beklemmendes Gefühl beschleicht. Es hat etwas Rührseliges an sich, wenn man blinde Gitarristen einander händehaltend sieht, hereingeführt von einem sehenden Mitglied der Band oder von einem Kellner, der ihnen den Weg zur Bühne weist. Sobald aber die Spezialität des Hauses auf dem Tisch steht und die Musik spielt, ist das mulmige Gefühl verfliegen.

Behinderte sind auch ein integraler Bestandteil solcher Institutionen wie der Kirche. Auf Kirchhöfen verkaufen sie Lotterietickets, Kränze, Gebetbücher oder Putzlappen. Es ist undenkbar, sich eine Kirche in den Philippinen ohne Bettler vorzustellen, es sei denn, man besucht eine Kirche in den streng bewachten exklusiven Villages der Reichen. Daß sich, wie in Europa durchaus alltäglich, ein Bus voller behinderter Menschen auf eine Stadtbesichtigung begibt, ist in den Philippinen nach wie vor ungewöhnlich. Sonderschulen mit eigenem Busservice sind die Ausnahme, und sie befinden sich nur in den Großstädten. Behinderten Kindern bleibt nur die Option, sich gesellschaftlich zu integrieren. Lebhaft erinnere ich mich an Bodjie, der ohne Krücken nicht gehen konnte. Er aber war ein überaus beliebtes Mitglied der "Kanto Boys", junge Männer, die sich vor dem Dorfgeschäft trafen, um gemeinsam zu trinken und die Zeit totzuschlagen, indem sie interessiert jungen Frauen nachschauten, die gerade vorbeigingen. Bodjie war die Aufgabe zugefallen, als Sprachrohr der Clique zu fungieren und die Scheu seiner Kumpanen zu überspielen. So grüßte er beispielsweise flanierende Mädchen und Damen mit einem "Maridol, Arthur läßt Dich herzlich grüßen!" Tony, ein anderes Polioopfer, verblüffte die Leute stets damit, wie er – auf Krücken – beim Wettrennen mit anderen Jungen seiner Klasse konkurrierte. Oft aber wurde er von einem Freund mit dem Fahrrad zur Schule gebracht oder nach Hause mitgenommen.

Rücksicht für Behinderte wird zwar früh gelernt, doch im Alltagsleben zeigen sich Menschen oft unsensibel ihnen gegenüber. Sie imitieren die Sprache, Gestik und den Habitus der Behinderten, versuchen sie in ernst Gesprächen zu verwickeln, um sich dann auf ihre Kosten zu amüsieren. Nicht selten werden geistig behinderte Frauen auch sexuell belästigt. Ich weiß nicht genau, ob es noch heute kirmesähnliche Veranstaltungen gibt, auf denen die Behinderung von Menschen als Sensationsnummer vermarktet wird.

Niemand würde sein behindertes Kind aussetzen oder vorsätzlich vernachlässigen, wo Leute es wiedererkennen könnten. Dies würde zu sozialen Sanktionen und sei es nur in Form von Dorftratsch führen. Interessant ist überdies, daß behinderte Bettler, die von Haus zu Haus ziehen und Essen und Geld erbitten, stets Fremde sind.

Starke soziale Integration

Die Familiarität, das enge Beziehungsgeflecht im Gemeindeleben sowie ein ausgeprägtes, verinnerlichtes Gefühl von Gruppenzugehörigkeit erlauben ein solches "name calling" und gleichzeitig das Privileg, behinderte Menschen entsprechend zu titulieren und sie liebevoll zu necken. Trotz existierender unsensibler Umgangsformen vis-à-vis behinderten Menschen sind diese relativ stark sozial integriert. Sie spielen im Gemeinwesen eine bestimmte Rolle, werden demgemäß akzeptiert und wahren so ihre Identität. Obgleich auf deren Kosten Witze gerissen werden, wissen Eingeweihte sehr wohl, wann die Grenzen erreicht sind und der Spaß aufhört. Verstößt jemand gegen diese Regel, wird der oder die Beleidigte in Schutz genommen und verteidigt. Einem Außenstehenden ist es nicht gestattet, sich über behinderte Menschen im eigenen Umfeld zu mokieren. (In den Philippinen ist es schier undenkbar, daß behinderte Personen allein wegen ihrer Behinderung tätlich angegriffen oder gar getötet werden. Dort rufen Berichte, wonach in Deutschland in den vergangenen Jahren derartige Fälle geschahen, absolute Unverständnis und tiefe Abscheu hervor!) Städtisches Leben läßt ungleich weniger persönliche Beziehungen zu und schränkt gegenseitige Familiarität ein. Dort zeigen die Leute mehr Abstand, betrachten behinderte Menschen eher als arme Kreaturen und geben ihnen vielleicht Almosen, aber da hört dann auch schon ihr Mitgefühl auf. Andererseits möchten sie nicht mit der Behinderung konfrontiert sein und ignorieren deshalb solches Mißgeschick.

Wenn rationale Gründe versagen, das Phänomen Behinderung und den Umgang mit behinderten Menschen zu erklären, bleibt letztlich der Verweis auf die ausgeprägte Religiosität und den starken Glauben der Filipinos an göttliche Belohnung oder Bestrafung. So bedeutet denn ein behindertes Kind gleichzeitig auch unerwarteter Segen; es beschert seiner Familie Trost und Freunde und bringt all denen Glück, die es aufnehmen.

Mary Lou U. Hardillo

Die Autorin ist Herausgeberin des Philippine Women's Forum und Generalsekretärin des europäischen Netzwerks sozialpolitisch engagierter Filipinas "Babaylan".